

Mensch sein – zwischen Utopie und Alltag

Skizzen der Alltagsarbeit der Zukunftsstiftung Entwicklung

Vortrag im Rahmen des Werkstattgesprächs 2018, einer Kooperationsveranstaltung von Stiftung W und Zukunftsstiftung Entwicklung

Wilhelm Ernst Barkhoff, dem Gründer der Gemeinnützigen Treuhandstelle, heute GLS Treuhand, wird ein vielzitatierter Satz zugeschrieben: „Die Angst vor einer Zukunft, die wir fürchten, können wir nur überwinden durch Bilder einer Zukunft, die wir wollen.“

Schreiben Sie es meiner Müdigkeit ob des „Immer Gleichen“ in meinem 51. Lebensjahr zu, aber für den heutigen Tag habe ich mir vorgenommen, maximal ein Drittel Kritik am Dasein zu äußern und mich mindestens zu Zweidritteln positiven Alltagsbildern zuzuwenden. Alltagsbildern aus der Arbeit der Zukunftsstiftung Entwicklung. Immer entlang der Leitfragen: Was haben wir selbst in der Hand? Was können wir gestalten? – Mit anderen – hier und mit unseren Partnerorganisationen.

In der Vorbereitung des Vortrags bin ich zudem davon ausgegangen, dass meine beiden Vorredner umfassende Kritiken zum Thema Entwicklung als gute Grundlage für den Tag liefern.

Zum Entwicklungsbegriff stelle ich also nur ein Zitat von Wolfgang Sachs vom Wuppertalinstitut voran: „Inzwischen ist Entwicklung zu einem qualligen, amöbengleichen Wort geworden. Wer es ausspricht, benennt gar nichts, doch nimmt für sich alle guten Absichten dieser Welt in Anspruch...Entwicklung ist ausgehöhlt bis auf ein leeres Plus.“

„Entwicklung“ als Begriff ist also **leer** aber irgendwie positiv konnotiert.

Ich versuche den Begriff deshalb möglichst konkret zu fassen, zu beschreiben, wie wir gemeinsam mit unseren Partnern im Alltag versuchen, Menschen die Möglichkeit zu eröffnen, sozial, ökologisch und ökonomisch tragfähige Gemeinschaftsbildung zu gestalten.

Ich habe diesen Vortrag entlang von Fragen aufgebaut, mit denen wir in unserem Alltag konfrontiert sind. Ich beantworte sie mit einer Beschreibung unserer Haltung, unserer Arbeitsweisen – manchmal muss ich diese etwas herleiten.

Dieser Vortrag ist eine Skizze – ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Welchen Vorstellungen von Entwicklung folgen wir in der Kooperation mit unseren Partnern?

Wir wissen, dass wir hier in einem Stil leben, als hätten wir mehrere Planeten Erde mit ihren Ressourcen zu vergeben. Wir wissen um den Klimawandel. Wir wissen um die verheerenden Folgen der Arbeit von Finanzbrokern in unregulierten Banken, Finanzinstituten und Börsen. Wir wissen um die zerstörerische Arbeit von Menschen in Bergwerksunternehmen weltweit, die ohne Rücksicht auf die Umwelt abbauen. Wir wissen um die Schäden der Agrarindustrie für Umwelt, Tiere und Menschen. Wir wissen....

Es ist klar: Die Grenzen des Wachstums sind längst erreicht. Wir plündern diese Welt als gäbe es mehrere Welten.

Unsere Art des Wirtschaftens, des Produzierens und Konsumierens, kurz unser Lebensstil, zerstört diese Welt. Deutschland ist in diesem Sinne ein Entwicklungsland und wir müssen unseren Lebensstil dringend ändern.

Deshalb können wir als Zukunftsstiftung Entwicklung „Entwicklungsarbeit“ nur betreiben, wenn wir uns um ein anderes Verständnis von Entwicklung bemühen.

Für uns als Stiftung folgt daraus, dass wir einem Bild der

- Gemeinschaft-zentrierten,
- sozial hierarchiearmen und gerechten,
- ökologisch nachhaltigen, ökonomisch tragfähigen,
- kulturell praktikabeln Entwicklung
- entlang des Denkens und Handelns in Kreisläufen folgen.
- Der Förderung ökologischer Kreisläufe, von lokalen und regionalen Wirtschaftskreisläufen.

Die praktische Arbeit ist dabei immer jenseits von Parteipolitik, Religion und Ethnizität angesiedelt.

Was das jeweils ganz konkret meint, ist durch die jeweilige Kultur, Umwelt, Religion, den ökonomischen und sozialen Status geprägt; davon, an welchem Ort dieser Welt und in welchem Kontext jemand geboren wurde und lebt bzw. wirkt...

Der Weg liegt immer in den Menschen, die konkret vor Ort tätig sind, die sich begegnen und gemeinsam auf diesen Weg machen – partizipativ und hierarchiearm. Und ganz überwiegend sind es Frauen, die sich auf den Weg machen.

Gleichzeitig ist dieser Weg nicht an eine „abstrakte Verteilungsgerechtigkeit“ gebunden. (Also eine Art Gießkannenprinzip).

Wir können uns nur in unterschiedlichen Rollen gemeinsam mit Menschen für konkrete Belange einsetzen. Und dabei immer nur mit den Menschen, die sich bewegen wollen und die sich organisieren.

Und auch wenn wir keine abstrakte Verteilungsgerechtigkeit anwenden und diese aus unserem Handeln auch nicht ableiten können, haben doch alle Menschen, die uns begegnen, einen klaren Sinn dafür, was für sie ein gesundes Leben in Würde bedeuten kann, ausgehend von den Ressourcen, über die sie konkret verfügen. Dies allgemein zu beschreiben, ist nicht einfach – vielleicht hilft das Bild „Ein gutes Leben bedeutet nicht viel haben“.

Der Weg dahin ist nicht widerspruchsfrei. Und es ist stets ein Prozess.

Das gemeinsame Beschreiten dieser Wege benötigt aus unserer Perspektive eine Methode, die die folgenden Momente beinhaltet:

- Abbau von Hierarchien
- eine Führungskultur, die Konsens-orientiert ist und Entfaltung und Emanzipation der Anderen zu Ziel hat,
- auf dem Prinzip der gewaltfreien Kommunikation basiert, mit offenen Fragen ohne Werturteile, verbunden mit der Methode des Aufsuchens von Widersprüchen, der Benennung von Problemen als erstem Schritt zu ihrer Lösung.
- und immer darauf rekurriert **denen** eine Stimme zu geben, die weniger repräsentiert sind – nicht über diese Gruppen oder Menschen zu reden, sondern sie **selbst zum Sprechen** zu bringen.
- D.h. es geht uns darum, die Menschen zum Sprechen zu bringen in einer Begegnung, die als solche verstanden werden kann.
- Es beinhaltet die Methode, über eigene Ressourcen zu verfügen und diese zu schützen – d.h., die Möglichkeit beinhaltet, eigene Räume zu gestalten und Selbstwirksamkeit zu erfahren.
- Das gilt insbesondere für die Förderung von Frauen, die in den Regionen unserer Partner die meiste Arbeit leisten, aber immer noch von Entscheidungsprozessen und ökonomischer und gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen werden.

Der Ausgangspunkt auf diesem Weg:

Am Anfang steht immer die Begegnung: Ich und der Andere

Ich sage bei meinen Vorträgen stets, dass wir mit herausragenden Einzelpersonlichkeiten zusammenarbeiten – nicht mit Organisationen.

Wir arbeiten ganzheitlich mit 84 Partnern in 20 Ländern zusammen. Es ist ein Netzwerk der Kooperation herausragender Persönlichkeiten, die in Rückbindung an ihre jeweilige Gemeinschaft ihre Vision verfolgen. Ob Geld da ist oder nicht.

Unsere Kooperation ist langfristig, bis eine eigenständige, soziale, ökonomische und ökologische Tragfähigkeit erreicht ist.

Auf dem Weg der Suche nach diesen herausragenden Persönlichkeiten begegnen mir Menschen aus den unterschiedlichsten Kulturen, unterschiedlichsten Alters. Es begegnen mir Gläubige unterschiedlichster Religionen.

Menschen, die sich als zugehörig zu einer Ethnie, einer Region oder Nation definieren.

Mir begegnen Menschen, die in Misere leben. Also Menschen im Slum, denen jede Grundlage fehlt, um ihr Leben zu bestreiten. Die nur ihren Körper und Kopf feilbieten können. In diesem Kontext ist die Arbeit am schwierigsten.

Mir begegnen Menschen, die eigene Ressourcen, wie z.B. ein kleines Stück Land haben. Aber die z.B. als Kleinbauern viel dafür tun müssen, um auf dieser Grundlage leben zu können, die also als arm bezeichnet werden.

Und mir begegnen Menschen, die in materiellem Wohlstand oder Überfluss leben. Manche von ihnen begegnen mir, gerade weil sie anderen etwas zukommen lassen wollen – schenken wollen.

Jenseits der Frage von Zugang zu formalen Bildung- oder gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten, ist das Faszinierende, dass mir spirituelle Menschen quer durch alle gesellschaftlichen Gruppen begegnen.

Das Einlassen auf eine Begegnung mit diesem Menschen, aus der etwas fruchtbares, Neues erwachsen kann, gelingt immer dann besonders gut, wenn es ein offenes Einlassen ist. Wenn der- oder diejenige, die mir gegenüber sitzt, in der Lage ist, in einen freilassenden, hierarchiearmen, sachbezogenen Dialog mit sich und seiner/ihrer umgebenden Gemeinschaft aus Mitmenschen zu treten.

Wenn es ein Mensch ist, der Räume, die er belebt, schöpferisch gestalten kann – in Gemeinschaft und mit Gemeinschaft gestalten kann.

Wenn es ein Mensch ist, der im fruchtbaren, kreativen und freilassenden, inspirierenden Dialog mit seiner kulturellen, seiner ökologischen und sozialen Umwelt und seinen Mitmenschen steht.

Es sind diese Menschen, die wir suchen, die sich in den Dienst an einer Gemeinschaft begeben. Es sind zumeist Menschen, die sich ihrer Spiritualität ohne missionarischen Eifer bewusst sind.

Die Beschreibung dieser Menschen mag zu positiv klingen – auch diese Qualitäten entfalten sich in Prozessen und sind in keiner Weise vor Irrtümern geschützt. Deshalb gehört die Fähigkeit, sich in dem eigenen Geworden-Sein anzuerkennen und selbstkritisch zu reflektieren, maßgeblich stets dazu.

Und es benötigt, diese Selbstreflexion im denkenden Tun im Austausch mit anderen zu leisten. Und das ist bei PionierInnen gar nicht so einfach.

Es beinhaltet auch, das eigene Geworden-Sein als einen „Entwurf im Prozess“ anzunehmen, der viel mit den strukturellen Einflüssen und der umgebenden Realität zu tun hat, die ich erlebe, die der andere erlebt. Also suchen wir auch Menschen, die sich selbst in ihrer Bedeutung relativieren können. Denen der Affekt, Macht ausüben zu wollen, nicht zu eigen ist. Vielleicht sind sie gut als dienstbare, starke Geister und Führungspersönlichkeiten beschrieben, die die Menschen und die Umwelt lieben.

Die die Mitmenschen, die um sie herum die Organisation bilden, sich entfalten lassen. Die auf eine Führungskultur setzen, in der sich die oben genannten Qualitäten spiegeln und an der fortlaufend gearbeitet wird.

Mit diesen Menschen teilen wir die Vision eines hierarchiearmen, ökologisch tragfähigen, sozial gerechten und ökonomisch nachhaltigen Gemeinschaftslebens.

Wie dieses jeweils genau vor Ort aussieht, ist vielgestaltig, so vielgestaltig wie die jeweiligen Bedingungen, Kulturen, Klimata, Räume etc. **und ist immer Teil eines Prozesses, niemals statisch.**

Ein Moment in diesen Begegnungen mit diesen Menschen, die ich auch als Agents of Change bezeichnen würde, ist, ihre Andersartigkeit grundlegend und mit Offenheit zu akzeptieren. Versuchen zu verstehen, beschreibt den Weg der Verständigung.

Zu unserer Arbeit gehört also für mich grundlegend die Akzeptanz des Anderen als Anders – die Anerkennung der Differenz. Diese Anerkennung der Differenz ist für mich wiederum die Grundlage für Begegnung und die Grundlage dafür, sich gemeinsam auf den Weg zu machen.

Martin Buber schrieb in seinem Werk „Ich und Du“ dazu:

„Die Einsammlung und Verschmelzung zum ganzen Wesen kann nie durch mich, kann nie ohne mich geschehen. Ich werde am Du; Ich werdend spreche ich Du. Alles wirkliche Leben ist Begegnung“.

Dieses „Ich werden am Du“ beinhaltet auch diese schmerzliche Erfahrung der Differenz – und gerade im interkulturellen Dialog kann ich Vieles teilen und doch bleibe ich fremd – Differenz ist prägend, aber befruchtend. Was jedoch in der Begegnung ein Muss ist, ist, dass beide Seiten nach Verständigung suchen und

gleichzeitig Differenz akzeptieren.

Diese Begegnung und das daraus erwachsende Vertrauen ist die Grundlage unserer Arbeit als Zukunftsstiftung Entwicklung.

Dann teilen wir mit diesen Menschen eine Vision. Dadurch verstehen wir uns als Teile einer gemeinsamen Bewegung – an unterschiedlichen Orten mit verschiedenen Rollen.

Das gibt Kraft.

Welche Rolle spielt die Gemeinschaftsbildung im Verhältnis zum Einzelnen?

Bis heute hat keine bekannte Gesellschaft und keine Ideologie das Zusammenwirken zwischen Ich und Wir, dem Streben nach Selbstentfaltung des Einzelnen und dem Zwang der Anpassung an Gemeinschaft richtig fruchtbar und konfliktfrei gestalten können. Es ist ein ständiges Ringen zwischen Ich und Wir.

In unserem kulturellen, westeuropäischen Raum ist die Idee von Entwicklung mit der Idee des individualisierten Ichs verbunden, der Individualität, der Entfaltung des Einzelnen (Gleichzeitig findet vielfach die Zuschreibung statt, dass Menschen – z.B. in „Afrika“ diesen Gedanken des Individuums und Individuellen nicht teilten.)

Individualität löst gesellschaftlich bindende Gruppen auf. Also Gruppen, in denen der Platz des Individuums zum Beispiel durch Religions- oder Klassen-, Kasten oder ethnische Zugehörigkeit definiert wurde. Das Individuum schwächt oder zerstört Zugehörigkeiten und auch gewordene Hierarchien oder die Gruppe/das Kollektiv. Hier steht das Individuum separiert von der Gruppe – über der Gruppe.

Das entfaltet historisch ein großes, als „Entwicklung“ bezeichnetes Potential.

Es gibt verschiedene Debatten über den Ursprung dieses Individuum-Gedankens. Das ist für unseren heutigen Kontext unerheblich.

Ich finde in diesem Zusammenhang nur wichtig, dass sich die Idee der Individualität an ein anderes Konzept koppelte. Prägend für unsere Zeit ist die Kopplung der Idee an den Wirtschaftsliberalismus. Erst so, in dieser Verbindung, entwickelte sich die historische Kraft, die wir heute Individualismus nennen.

Heute, im Zeitalter der Verbindung zwischen Individualismus und neoliberaler Wirtschaft hat sich die Idee und gelebte Praxis des Individualismus so entwickelt, dass sie mit der Ursprungsidee nur noch wenig zu tun hat.

Die heutige vorherrschende Ausprägung des Individualismus geht einher mit der zunehmenden ökonomischen Durchdringung aller gesellschaftlichen Sphären.

Heute sind in unserer Welt fast alle Räume funktionalisiert. Sie sind durchgestaltet als reiner Konsum- oder dem Konsum verpflichteter Dienstleistungsraum, also durchgehend kommerzialisiert.

Die Teilhabe ist weitgehend über Geld strukturiert. Und dies wirkt als ausschließender Mechanismus. Daraus erwachsen Ohnmachtserfahrungen, auch das Gefühl mangelnder Teilhabechancen und mangelnder Gestaltungschancen, d.h., das Gefühl mangelnder Selbstwirksamkeit.

Aus der Erfahrung mangelnder Selbstwirksamkeit erwachsen wiederum

- a) ein großes Sprengpotential
- b) oder Gefühle der Resignation und der Depression.

Heute leben wir in Massengesellschaften – und dies sowohl im globalen Norden als auch im globalen Süden, in denen wir als Individuen ständig Fremdanforderungen ausgesetzt sind.

Das Korsett dessen, was planmäßig auferlegt wird, ist sehr eng und beginnt sehr, sehr früh. Z.B. werden Kinder in deutschen Grundschulen spätestens ab der dritten Klasse darauf trainiert, sich in Konkurrenz mit den Mitschüler/innen optimieren zu müssen, um die Gymnasialempfehlung zu bekommen....- aber gleiches gilt z.B. auch bereits in mittelständischen kenianischen Kindergärten, in denen vierjährige Schreiben lernen und benotet werden, um sich für den Eintritt in eine gute Grundschule zu empfehlen. Es ist ein Verfahren, dass auch in der Idee des „Lückenlos transparenten Optimierungs-Lebenslaufs“ zum Ausdruck kommt.

Unsere Gesellschaften haben sich umfassend der Ideologie des Neoliberalismus und dem Imperativ des Wirtschaftswachstums verschrieben.

In diesem Gesellschaftstyp kann man Individualismus auch als Idee der Herausbildung ökonomisch gesteuerter, selbstoptimierter Unternehmer verstehen. Und: Individualität erschöpft sich gleichzeitig im individualisierten Konsumverhalten - in der Abgrenzung vom Anderen durch die Wahl von Produkten.

Der Ruf des Individualismus scheint kollektive Verantwortung scheinbar überflüssig zu machen. Er diskreditiert verbindliche Gemeinschaftsbildung.

Ich erlebe in dieser Zeit, dass nicht nur ferne Gesellschaften mit der Idee der persönlichen Freiheit ringen, sondern auch unsere westliche Welt hier. Gleichzeitig schreitet in den Ländern des globalen Südens die Landnahme der ökonomischen Durchdringung aller Räume extrem voran, genauso wie die Zersetzung tradierter Gemeinschaften.

Aus meinen Begegnungen mit den Menschen in vielen Teilen der Welt gehe ich davon aus, dass es durchaus ein grundlegendes Verlangen danach gibt, dem Ideal des Individualismus nachzueifern. Andererseits erleben viele Menschen auch, dass das Streben nach Selbstverwirklichung keine

ausnahmslos positive Erfahrung ist.

Wanderarbeiter in Asien etwa schlagen sich heutzutage zwar selbst durch. So ist jeder fünfte Nepali heute im Ausland, die Mehrheit in den arabischen Emiraten. Sie ziehen in die Städte und verdienen mehr Geld, als sie es auf dem Land tun würden. Sie machen Erfahrungen in der Fremde; mitunter beweisen sie sich in der Fremde.

Insgesamt nimmt ihre Lebensqualität durch die Wanderarbeit – zum Beispiel in den arabischen Emiraten - aber eher ab als zu. Die Arbeits- und Lebensbedingungen sind sehr schlecht. Sie können kaum verlässliche Bindungen zu den Mitmenschen ihres Alltags eingehen.

Sie leben als moderne Lohnsklaven, deren Bindung an ihren Herkunftsort, ihr Sein in Gemeinschaft sich symbolisch in Rücküberweisungen niederschlägt, die sie als Schenkungen leisten. Ihre Familien und Freunde sehen sie allenfalls nach Monaten oder Jahren wieder.

Auch hier in unserem westlichen Kontext kann der Individualismus in seiner neoliberalen Ausprägung, also der Idee, dass man sich als Individuum nur selbst findet, wenn man sich genug kaufen kann und das neueste Smartphone besitzt, nur enttäuschen. Das nächste **Upgrade** kommt nämlich immer: Wir sind nie fertig.

Diese unguete Vermengung aufklärerischer Ideale mit neoliberalen Dogmen und einer durchökonomisierten Welt stürzt unsere Welt ins Chaos.

Der Individualismus befreit uns nicht nur aus der vermeintlichen Unterdrückung durch das Kollektiv, sondern legt uns gleichzeitig neue spirituelle und emotionale Lasten auf. Dieser Prozess des Austarierens zwischen traditionellen Formen der Gemeinschaft und modernen Ideen des Individualismus ist bei weitem nicht abgeschlossen. Und das gilt auch für unsere Partner.

Institutionen, die noch im letzten Jahrhundert dem Einzelnen einen gewissen Halt innerhalb einer Gesellschaft gaben, etwa Kirchen oder politische Organisationen, erodieren – auch das ist weltweit zu beobachten.

In Europa sehen wir zudem gerade, wie gesellschaftliche Verträge, Ideen des Zusammenlebens und der Kooperation, die nach dem Zweiten Weltkrieg entworfen wurden, in sich zusammenfallen. In Indien toben innerstaatliche Auseinandersetzungen zwischen Minderheiten, obwohl das postkoloniale Projekt eigentlich Indien als Nation vereinen sollte; gleiches ist derzeit in Kenia zu beobachten.

Vielleicht haben wir auf dem Altar der Individualität nach und nach viele kollektive Formen des Zusammenlebens geopfert, und jetzt stehen wir allein da. Und das, obwohl die Welt in einem globalen Markt und einer weltumspannenden Technologie zusammenwächst. So stehen wir einerseits alleine da, gleichzeitig verloren im globalen Dorf. Dieses Paradoxon führt zu einer Leere und

Orientierungslosigkeit der „Abgehängten“.

Diese Leere und Orientierungslosigkeit nutzen in Europa und den USA Populisten wie Donald Trump und Marine Le Pen, nutzen Verfechter der Brexit-Kampagne oder auch Podemos in Spanien oder Separatisten in Katalonien. Sie repräsentieren – unterschiedlich motiviert - auch eine Suche nach Sinn und ein Verlangen nach Zugehörigkeit. Demagogen, die eine Abgrenzung vom „herrschenden System“ versprechen, die sich als „anders“ geben, kommen Vielen gerade recht.

Es ist die Welt, die auf dem Fundament eines radikalen Wirtschafts-Individualismus gebaut ist. Als neue „Führer“ gehen sie auf Stimmenfang. Wer auf dem Weg zur Selbstverwirklichung scheitert, der wird anfällig für die Verlockung vermeintlich starker politischer Führer.

Was nun? - oder: Angst machen alleine gilt nicht.

Für mich erwachsen aus dem Gesagten die folgenden Fragen:

Wie trennen wir die Idee der persönlichen Freiheit und Entfaltung von ökonomischer Ideologie?

Wie stiften wir in unserer Arbeit Verbindlichkeit, Zugehörigkeit zu konkreten Gemeinschaften, konkreten Orten und machen Selbstwirksamkeit erfahrbar?

Meine Antwort ist relativ einfach: Über die Arbeit in Rückbindung an konkrete Gemeinschaften, in direkten, verbindlichen Bezügen, über konkretes Handeln für und mit Anderen.

Es ist also ein Anfang, anzuerkennen, dass es immer ein Kollektiv braucht, um den Spielraum und die Limitierungen des Individuums auszuloten. Ohne die Existenz einer Gemeinschaft ist der Individualismus ein völlig leeres Konzept. Wenn wir dieses Verständnis wieder pflegen, uns klarmachen, dass gemeinschaftliche Normen und gesellschaftliche Kooperation nötig sind, um einem gesunden Individualismus einen Rahmen zu geben, dann wäre schon ein wenig gewonnen.

Wenn wir gleichzeitig die hier herrschende Verwertungs- und Konsumlogik im Kontext der Wachstumsgesellschaft hinterfragen und dies ganz praktisch in unser Alltagsleben integrieren, wären wir schon einen Schritt weiter....

Noch einen Schritt weiter wären wir, wenn wir gleichzeitig daran arbeiteten, Nischen aufzubauen, die sich dieser Verwertungs- und Konsumlogik ganz oder in großen Teilen entziehen. Wenn wir also Nischen und Räume aufbauen, die Teilhabechancen jenseits des Konsums eröffnen, die gemeinschaftlich, selbstständige ökonomische und ökologische Tragfähigkeit ermöglichen. Und vielleicht ist dies mit unseren Partnern sogar leichter, da der Antrieb, Überleben in Würde zu erreichen, ein Motor ist, der nur gemeinschaftlich umgesetzt werden kann, was den Menschen zutiefst bewusst ist.

Sich der hier herrschenden Verwertungs- und Konsumlogik subsistent lebend zu entziehen, geht kaum absolut – aber es geht graduell.

Marianne Gronemeyer, eine Verfechterin des Ansatzes der Subsistenz beschreibt diesen Schritt in ihrem Aufsatz zu dem „Abseits als wirtlicher Ort“ als „desertieren“.

Wir finden partielle Deserteure in urban gardening Projekte, in der community supported agriculture oder auch solidarischen Landwirtschaft, in biodynamischen Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaften, in der Nachbarschaftshilfe, in Tauschbörsen und Tauschzirkel oder auch Gruppen der Regionalwährungen.... – um nur einige Beispiele zu nennen.

In unserem Kontext der westlichen, hochindustrialisierten Staatsgebilde ist die Idee der Desertion aus der Logik des Verwaltet-seins, des Konsums – vor allem eine Bewegung des Zurückdrängens, um neue Freiräume zu erlangen.

Es ist diese Bewegung des Zurückdrängens oder des Desertierens, in der neue Orte und Freiräume eröffnet oder wiedererlangt werden – in denen Selbstwirksamkeit in Gemeinschaft wieder erfahrbar wird.

Es geht mir dabei nicht um ein „Zurück in den Kleingarten“ (obwohl ich in der Sorge um und dem Erarbeiten der eigenen Versorgung sehr viel lerne – sich für mich auch Werte verschieben) – sondern um das Gestalten von und der Sorge um selbstgestaltete Räume in sozialem hierarchiearmen Miteinander - Selbstwirksamkeit spürend.

Dazu gehört auch das Gestalten der Balance zwischen subsistenten und industrialisierten Räumen. Ein Gedanke von Ivan Illich, den er bereits in den 70er Jahren als Fortschrittskritiker formulierte, ist dabei, dass die Mechanisierung so gedacht werden sollte, dass es um die Herstellung der dem Menschen dienenden Apparatur geht, nicht um Apparaturen, die den Menschen ersetzen.

In den Kontexten unserer Partnerländer – da, wo es um ländliche Entwicklung geht, ist es der Gedanke der Bewahrung und Sicherung der Subsistenz in Assoziation, der bei unseren Partnern und uns im Vordergrund steht.

In den meisten Ländern des globalen Südens sind bis heute die größten gesellschaftlichen Gruppen subsistent orientiert lebende Kleinbäuerinnen. Dabei ist die Bewahrung der Subsistenz nicht als „back to the roots“ zu verstehen.

Sondern es geht darum, auf der Grundlage der eigenen, vorhandenen Ressourcen, gemeinschaftlich die Notwendigkeiten, das Vorgehen und die einzelnen Schritte zu definieren, um die Verbesserung der eigenen Lebensbedingungen zu erreichen.

In Kontexten von Slumentwicklung ist das Ziel das Gleiche – Grundlagen zu schaffen für ein Überleben

in Würde. Nur ist die Arbeit ungleich schwieriger, denn Ausgangspunkt jeder Arbeit in einem Kontext, in dem die Menschen als Ressource nur ihren Körper und ihren Geist haben, ist die Gemeinschaftsbildung. Nur gemeinschaftlich können sie die Änderung ihrer desolaten Situation erreichen. Und die Gemeinschaft ist das, was das Zerstörteste im Slum ist – an ihre Stelle treten Gewalt, Ausbeutung, Drogen und Unterwerfung. Aber auch das gelingt – wie u.a. auch Ute Craemer mit der Favela Monte Azul und ihren MitstreiterInnen gezeigt hat. Es braucht sehr langfristig angelegte, zugewandte ruhige, kontinuierliche Arbeit im Aufbau von gemeinsamer Verbindlichkeit.

Ziel ist es immer, selbstbestimmt Teilhabechancen am gesellschaftlichen Leben zu eröffnen und dies ökonomisch (lokal), ökologisch und sozial tragfähig zu gestalten – also Teilhabechancen mit Resilienz/Widerstandskraft gegen die Landnahmen der Ökonomisierung der Welt zu verbinden.

Die Ausgestaltung ist absolut vielfältig. Es gibt für die Organisierung nicht das eine Modell oder den einen Weg. Der Weg liegt immer in den Menschen, die konkret vor Ort tätig sind, die sich begegnen und gemeinsam auf diesen Weg machen – partizipativ und hierarchiearm.

Wie gehen wir damit um, dass Entwicklungszusammenarbeit immer Intervention ist?

Der erste Schritt des Umgangs ist, anzuerkennen, dass es Intervention ist.

Jede Arbeit und Begegnung muss mit viel Hintergrundrecherche zu den Menschen, mit denen sich eine Zusammenarbeit anbietet, verbunden sein, um möglichst gut zu verstehen, in welchen Kontext wir uns begeben.

Dann gehört dazu, immer klein anzufangen, Erfahrungen zu sammeln, zu sehen, wie diese Intervention wirkt, Schritte kritisch zu reflektieren, immer bottom up und niemals top down zu arbeiten.

Es gehört dazu, sich Fragen zu stellen – zu sehen, ob das Vorgehen den gesetzten emanzipatorischen Zielsetzungen entspricht – im Dialog mit den Partnern zu sein. Evaluationen der eigenen Arbeit zum Standard zu machen, interne und externe Evaluationen.

Sehr hilfreich ist dabei, dass wir die gleiche Vision teilen – in unterschiedlicher Gestalt an unterschiedlichen Orten und dass das Verständnis klar ist, dass wir mit verschiedenen Rollen arbeiten. Die Grundlage ist immer das Vertrauen in den anderen.

Wie gehen wir damit um, dass dennoch immer ein Machtgefälle vorliegt, da die Zusammenarbeit mit von Geld bestimmt wird?

Und: Wie erreiche ich mit unseren Partnern einen Dialog, in dem Grundlagen für gemeinsame Entscheidungen erwachsen?

Unser Selbstverständnis gründet in der **Dienstbarkeit** – wir stellen uns in den Dienst unserer Partner. Gegründet auf Qualitäten und Kriterien, die sie aufweisen müssen, die ich bereits skizziert habe; gegründet auf den Versuch, die Motivlage der Anderen zu verstehen, gegründet auf der gemeinsam geteilten Zielsetzung.

Basis der Verständigung ist immer die **gewaltfreie Kommunikation**, die Kunst der offenen Frage; die Notwendigkeit der Begegnung, des Vertrauens und der Zeit... und das Einlassen auf den Anderen... das Suchen nach Verstehen.

Wenn wir dieses gemeinsame Teilen der Zielsetzungen haben, stellen wir die Mittel zur Verfügung, die uns andere zur Verfügung stellen. Es hilft, dass es nicht „unser Geld“ ist, das wir verteilen, dass wir andere mit ins Boot holen müssen – im besten Sinne nur TreuhänderInnen sind. Gleichzeitig gehen damit alle Standards sachgemäßer Mittelverwendung, ordnungsgemäßer Buchführung, unabhängiger Wirtschaftsprüfungsberichte einher. Standards, die wir einhalten, die wir genauso von unseren Partnern fordern.

So erreichen wir tragfähige Verständigung und eine gemeinsame Abstimmung über das weitere Vorgehen.

Wie entwickeln wir daraus gemeinsame Bilder wünschenswerter Zukünfte?

Bilder der Zukünfte entwickeln wir immer in der gemeinsamen Reflektion des praktischen Tuns, über Berichte, Emails, Skype-Gespräche und Besuche.

Am Anfang steht eine Idee, eine Vision, ihr folgt ein in unterschiedliche Schritte gegliederter Plan, dessen einzelne Phasen reflektiert werden, nächste Schritte angepasst werden.

Das Gesamtbild entsteht aus der Visionsskizze als malerischer Akt nach und nach. Auch hier ist das Auffinden und Benennen von Problemen als Organisationskultur absolut zentral, das Einbeziehen der Meinung anderer, auch konträrer Meinungen. Das ist die größte Übung.

Wie überwinden wir die Bilder des Entwicklungsdenkens in den Kategorien von Wachstum?

Die Idee von Wachstum, Höher, Schneller, Weiter, MEHR ist total attraktiv. Sie kann als ein belebender Motor wirken.

Doch jeder Organismus – vom Einzelwesen über die Organisation, die Gemeinschaft, ist auch in der Lage, die gesunden Grenzen zu erkennen – die Grenzen werden eben markiert von der sozialen, ökologischen und ökonomischen Tragfähigkeit.

Es gibt immer den Punkt von Wachstum oder Konzentration, der in sein Gegenteil umschlägt. Die Kunst besteht darin, dafür innerhalb des jeweiligen Kontextes Sensibilität zu entwickeln und eine Kultur der Selbstbeschränkung zu üben, die einhergeht mit der Kultur der Selbstreflexion der eigenen Praktiken. Dies ist für mich eng mit Ideen der Dezentralität, der Assoziation, des Schenkens, der Dreigliederung verbunden.

Dies gilt auch für den Mittelfluss. Projekte können unterfinanziert werden und kränkeln, genauso wie überfinanziert werden. Wichtig ist, im Dialog das Maß der Dinge zu finden – Korrekturmoment ist die reale, gegründete, konsolidierte Leistungsfähigkeit eines Partners im Kontext eines konkreten Vorhabens.

Welche neuen Bilder stellen wir an die Stelle der alten?

Ausgangspunkt für die gemeinsame Arbeit ist dabei die Frage, über welche Ressourcen die Partner persönlich und die Menschen, mit denen sie zusammenarbeiten, aus eigenen Kräften verfügen.

Ausgangspunkt ist also eben nicht die Frage nach zu erfüllenden Bedürfnissen.

Also stattdessen von der Frage auszugehen: Was - welche Mittel und Fähigkeiten habe ich in meiner Hand – aus denen heraus ich einen Schritt zur besseren Eigenversorgung leisten kann? - Und diese Frage an sich selbst in Gemeinschaft der Umgebenden zu stellen.

Diese Ausgangsfrage nach den verfügbaren Ressourcen stößt Dialog- und Denkprozesse an: klassische „Projektbegünstigte der Entwicklungszusammenarbeit“ werden Akteure des Geschehens.

Wir erfahren unsere Projektpartner dabei als Initiativträger.

Wie gestalten wir konkrete Lebensräume, die anderen Entwicklungsbildern folgen?

Die Leitbilder entwickeln sich in der langfristigen Kooperationen und sind immer ganzheitlich angelegt: Es gehört die Förderung des organischen Landbaus dazu, der emanzipatorischen Bildung, ganzheitlicher Gesundheitsversorgung auf naturheilkundlicher Grundlage, der Aufbau von Leih- und Spargemeinschaften/Mikrokrediten; die Förderung von Kleingewerbe und regenerativer Energieversorgung, von Menschen- und Umweltrechten.

Die Zusammenarbeit beginnt zumeist in einem Bereich – aber um das Ziel der ökologischen, ökonomischen und sozialen gemeinschaftlichen Tragfähigkeit zu erreichen, kommen die verschiedenen Arbeitsbereiche immer hinzu.

Ein zentrales Element in jeder Kooperation ist die Bildung. Studien, wie der Weltagrarbericht und nachfolgende Berichte, machen deutlich, dass es darauf ankommt, wie theoretisch verfügbares Wissen ganz praktisch bei den Menschen vor Ort ankommt. Genau das erleben wir immer wieder.

Deshalb sind vielseitige theoretische und praktische Schulungen, die unmittelbar am Lebensalltag der Menschen anknüpfen, Grundlagen für eine erfolgreiche Arbeit. D.h., Bildung muss das Denken, das Fühlen und das Handeln ansprechen.

Deshalb finden beispielsweise die meisten Fortbildungen auf Feldern der Kleinbäuerinnen und Kleinbauern statt; in den Schulen, mit denen die Zukunftsstiftung Entwicklung kooperiert, setzen sich die Lehrer/innen für die Förderung alternativer, emanzipatorischer pädagogischer Ansätze ein. So arbeiten sie zum Beispiel inspiriert durch die Waldorfpädagogik, die Montessori-Pädagogik oder Ansätze, die auf Paolo Freire zurückgehen und von der Förderung des einzelnen Kindes in seinem jeweiligen kulturellen Zusammenhang ausgehen.

Bei unseren Schulkooperationen arbeiten wir überwiegend mit Grundschulen zusammen. Diese bieten den Kindern zusätzlich die Ausbildung in handwerklichen Fertigkeiten wie z.B. Schneidern, Töpfern, Stricken, Häkeln, Schreineren oder Flechten von Matten und Körben, genauso wie das Erlernen des organischen Landbaus. Es geht also auch um praktische Fähigkeitenbildung.

Wir setzen uns für eine präventive, nachhaltige Basisgesundheitsversorgung ein – „Gesundheit in der eigenen Hand“. In Schulungen werden zum Beispiel Hygiene, Anbau und Anwendung von Heilpflanzen oder die Aufklärung über Krankheitsursachen gelehrt. Aufklärungskampagnen zu AIDS, zu gesunder Ernährung gehören dazu oder die Basisgesundheitsvorsorge auf der Grundlage naturheilkundlicher Medizin, wie zum Beispiel der südindischen Siddha-Medizin oder mobile Gesundheitscamps in ländlichen Gebieten.

Die Förderung von Kleingewerbe ist ein Element der Armutsbekämpfung. Dazu gehört auch die Weiterverarbeitung und Vermarktung von Lebensmitteln. Die Überwindung saisonaler Abhängigkeiten durch den gezielten Einsatz technologisch angepasster Verfahren und Instrumente, wie zum Beispiel die solare Trocknung von Früchten, die Herstellung ätherischer Öle etc. bilden weitere Elemente, genauso wie Schulungen zur Verpackung und Vermarktung von Produkten oder Ausbildungen zu handwerklichen Tätigkeiten.

Die verantwortungsvolle Vergabe von Mikrokrediten in selbstverwalteten Einheiten, die von Gruppenschulungen zur Umsetzung der jeweiligen Geschäftsideen begleitet wird, geht mit dem Ausbau von Kleingewerbe Hand in Hand und befördert den anderen Umgang mit Geld zur Stärkung lokaler Wirtschaftskreisläufe.

Ziel dieser Maßnahmen ist immer der Aufbau lokaler und regionaler, selbst tragender Wirtschaftskreisläufe. Dabei sind selbstverwaltete Mikrokredite immer nur ein helfendes Moment in einer ganzheitlichen Bildungs- und Kompetenzförderung.

Gleichzeitig fördern wir Gruppen und Gemeinschaften, die aus ihrem Lebensraum heraus für die Durchsetzung von Menschen- und Umweltrechten eintreten. Seien dies Kleinbauernorganisationen, die sich für den Schutz von Quellgebieten gegen Explorationen von Bergwerksunternehmen einsetzen, seien dies indigene Gruppen, die sich für den Erhalt ihrer Wälder oder Steppen engagieren oder Frauen, die sich für Gleichstellung stark machen.

Zumeist greifen die skizzierten Förderbereiche in zeitlicher Folge ineinander.

Als Stiftung haben wir in nun fast 38 Jahren der Entwicklungszusammenarbeit gelernt, dass Veränderungs- und Aufbauprozesse nur dann zum Erfolg führen, wenn sie langfristig sind, wenn Veränderungen Eingang in die Alltagskultur finden, und die ökonomische Tragfähigkeit auf Dauer erreicht und trotzdem die Widerstandsfähigkeit erhalten wird.

Ziel ist für uns, Menschen zu ermöglichen, trotz Globalisierung dezentrale und selbstbestimmte, überschaubare Lebensräume ökologisch, sozial, kulturell und ökonomisch nachhaltig zu gestalten.

Es ist unser Ziel, Orte zu schaffen, an dem Entwicklungswege jenseits der Wachstumsgesellschaft gedacht, erlebt und gepflegt werden können. Für ein gutes Leben für alle.

Abschließend zwei Bilder:

Wer sind wir? – Wir in Bochum

Zukunftsstiftung Entwicklung

Das Team in Bochum



Im Büro (im Haus) : Im Uhrzeigersinn, beginnend um 1 Uhr, Marlies Bölling, Buchhaltung; Beate Oladeji, Rechnungswesen; Vanessa Schrader, Projektbegleitung und Öffentlichkeitsarbeit, Crina Vasiliu-Kienle, Projektbegleitung und Öffentlichkeitsarbeit, Frederike Ronnefeldt, Werkstudentin, Melina Mauck, Werkstudentin, Julia Feldhausen, Projektbegleitung und Öffentlichkeitsarbeit, Astrid Blei, Patenschaften, Britta Fandel Sekretariat und Patenschaften. Im gelben Kreis - Stiftungsrat, beginnend um 2 Uhr: Thea Clostermann, Toni Ryf, Ulla Sparrer, Reinhard Micheel, Michael Lieberoth-Leden, Markus Pfingsten.

Wer sind unsere Partner – in Zahlen!

Menschen, in 2018 direkt erreicht:



Annette Massmann, 24.11.2018